

Gastkolumne

Was uns «Oppenheimer» über unsere Zeit erzählt

Der Film ist auch ein Kommentar
zur Politikverdrossenheit
wissenschaftsaffiner Kreise
im Post-Corona-Zeitalter



Caspar Hirschi

Geschichtsfilme sind kein Fenster in die Vergangenheit, sondern ein Fernrohr in die Gegenwart. Durch den Puder und die Perücken, den Zigarettenqualm und den Gefechtslärm sehen wir ein verwackeltes Bild unserer eigenen Zeit. Unfreiwillig ironisch geschieht dies in Historienschenken, die sich krampfhaft um eine authentische Geschichtskulisse bemühen. «Oppenheimer», der Blockbuster über den «Vater» der Atombombe, ist dafür exemplarisch.

Schon die Machart des Films verrät mehr über uns als über Oppenheimer. Drei Stunden dauert das Kinoerlebnis, und doch nimmt sich der Film keine Zeit, um seine Geschichte zu entfalten. Stattdessen fackelt er ein Feuerwerk an Soundbombardements, Schnittgewittern und Zeitsprüngen ab, dass einem Hören und Sehen vergeht. Der Regisseur Christopher Nolan, der in seinem frühen Film «Memento» mit dem Wechsel der Zeitebenen noch enorme Spannung erzeugte, zerschneidet hier in leerer Virtuosität einen Ereignisablauf, der schon kompliziert genug wäre, würde er chronologisch erzählt. Hält er einmal doch kurz inne, um ein Verhör von Oppenheimer detailliert nachzuspielen, ertränkt er es in einer derart dicken Musiksaucе, dass man dem Gesagten kaum folgen kann. Die Ästhetik der Knall-

effekte wirkt, als seien die Filmemacher von Angst getrieben, die Aufmerksamkeit des Kinopublikums zu verlieren. Der Film stellt der heutigen Gesellschaft eine kollektive ADHS-Diagnose aus.

Neben der Form sagt auch der Inhalt von «Oppenheimer» viel über das heutige Selbstverständnis aus. Der Film erzählt eigentlich eine klassische Hollywood-Story: der lange Weg zur Läuterung eines grossen Mannes. Bis zum Abwurf der Atombombe tritt Oppenheimer als verrückter Jungforscher, Liebhaber labiler Kommunistinnen und Sheriff von Los Alamos auf. Dann erfolgt unter dem Albdruk japanischer Leichenbilder die Bekehrung zum prophetischen Warner. Nur ist ihm nach der Läuterung, anders als einem Oskar Schindler, kein Triumph vergönnt. Oppenheimer fällt der ebenso eiteln wie zukunftsblinden Machtelite von Washington zum Opfer. Zum Schluss feiert der Film den tragischen Heroismus der guten Wissenschaft im Kampf gegen die böse Politik. Der geniale Seher verliert das unfaire Duell gegen den Machtzyniker Lewis Strauss und wird vom alten Einstein getröstet.

Hier wird die Geschichte zur Karikatur der Gegenwart. Der Film inszeniert das frühe Ringen um die atomare Abschreckungspolitik wie einen Clash von Fauci und Trump oder die Kassandrarufer der Klimaforscher in taube Politikerohren. «Oppenheimer» ist ein Film über die Politikverdrossenheit wissenschaftsaffiner Gesellschaftskreise im Post-Corona-Zeitalter.

Ausgeblendet wird dabei, dass die Wissenschaft nicht nur die Mutter der Atombombe war, sondern von der Politik auch Milliarden an Alimenten für ihr gefährliches Kind erhalten hat. Die Grossforschung profitierte enorm von der nuklearen Bedrohung, wurde



“
Zum Schluss
feiert der
Film den
tragischen
Heroismus
der guten
Wissenschaft
im Kampf
gegen die böse
Politik.

zur neuen Allzweckwaffe aufgerüstet und stieg zu einem Machtfaktor ersten Ranges auf. Der Preis, den die Wissenschaft für ihre Politisierung bezahlte, war aber hoch: Sie verlor an Unabhängigkeit. Zwischen der wissenschaftlichen Existenz eines Einstein und eines Oppenheimer lagen, anders als der Film unterstellt, Welten.

Vor diesem Hintergrund drängt sich eine andere Deutung von Oppenheimers Sturz auf als die Schwarz-Weiss-Moral des Kino-films. Der «Vater der Atombombe» verband nach dem Krieg zwei bis dahin getrennte Rollen: jene des öffentlichen Star-Intellektuellen und jene des offiziellen Regierungsexperten. Damit erwarb er, wie der Wissenschaftshistoriker Charles Thorpe zeigt, eine informelle Machtfülle, die in der liberalen Demokratie nicht vorgesehen war. Diese spielte er aus, als er als Experte gefragt wurde, ob die Wasserstoffbombe machbar sei, und als Intellektueller antwortete, dass sie nicht wünschbar sei. Für seine Kritiker wurde Oppenheimer damit zum charismatischen Politiker ohne demokratisches Mandat. Entsprechend deutet Thorpe seinen Sturz nicht als spätes Halali der Kommunistentjagd, sondern als Degradierungsritual durch eine Demokratie, welche die Macht der Wissenschaft zugleich nutzen und zähmen wollte.

So gesehen, wirft Oppenheimers Schicksal ein viel schärferes Licht auf die Gegenwart als der Film selbst. Wie müssen wir mit der enormen Bedeutung der Wissenschaft für die Politik umgehen, damit sie die Demokratie stärkt und nicht schwächt? Diese Frage sollte uns heute mehr denn je umtreiben.

Caspar Hirschi ist Professor für Allgemeine Geschichte an der Universität St. Gallen.